

Von der Handlungsmacht der Gefühle

Ein Gespräch mit Ute Frevert (Historikerin)

Schaubühne: Frau Frevert, in Ava Picketts Stück »1536« erleben drei junge Frauen in Essex zur Zeit Heinrichs VIII., wie die Verhaftung und Hinrichtung Anne Boleyns nicht nur ihre Beziehungen, sondern ihre gesamte Gegenwart verändert. Was interessiert Sie als Historikerin an solchen Momenten?

Was für uns heute die sozialen Medien sind, leistete 1536 das Gerücht.

Ute Frevert: Die Beziehung zwischen dem, was in der »hohen« Politik, in der Wirtschaft oder in der Gesellschaft insgesamt geschieht, und dem, was bei Individuen, Familien oder Freundeskreisen ankommt, ist nie ganz direkt. Sie braucht Vermittlungsschritte, mediale Aufbereitung, Übersetzung und Zuspitzung. Was für uns heute die sozialen Medien sind, leistete 1536 das Gerücht. Eine Information aus London kommt irgendwie in Essex an, wird vielleicht sogar gezielt gestreut. Wie sie von wem aufgenommen wird und was sie bei ihren Empfänger_innen bewirkt, ist selten genau vorhersagbar. Weshalb beziehen die Frauen das, was mit Anne Boleyn geschieht, auf sich selbst? Dass sie sich in ihr wiedererkennen, ist historisch ziemlich unwahrscheinlich – ihre Lebenswelten, ihre Handlungsoptionen sind zu verschieden. Das Stück suggeriert dennoch eine gewisse Nähe und Identifikation. Es zeigt einen Moment, in dem an der Spitze der Gesellschaft etwas Dramatisches passiert, was sich dann bis in die intimsten Bereiche des Alltags ausbreitet. Die meisten Veränderungen verlaufen nicht so abrupt, sondern vollziehen sich über längere Zeiträume, manchmal fast unmerklich für die davon Betroffenen. Gleichwohl verschiebt sich etwas in der mentalen und emotionalen Ökonomie, und solche Verschiebungen bleiben wirkmächtig.

Wer Angst hat, zieht sich zurück, macht sich unsichtbar, wagt weniger Widerspruch.

Schaubühne: Sie beschäftigen sich vorrangig mit der Geschichte von Gefühlen. Wie verändern solche Situationen des Umbruchs die Gefühlswelten der Menschen?

Ute Frevert: Gefühle sind einerseits Reaktionen auf Ereignisse. Aber sie entwickeln auch eine eigene Handlungsmacht. Sie motivieren Entscheidungen, beeinflussen Verhaltensweisen und können auf diese Weise historische Veränderungen nicht nur begleiten, sondern auch prägen. In Umbruchsituationen sind Gefühle zunächst einmal reaktiv. Jede Transformation erzeugt Ungewissheit. Was endet hier eigentlich? Was beginnt neu? Eröffnet es mir neue Möglichkeiten? Oder bedroht es mich in meinen Gewissheiten, in meiner Lebensführung? Manchmal entsteht daraus Zuversicht, aber oft übersetzt sich diese Ungewissheit in Angst. Und Angst bringt Menschen zum Schweigen. Wer Angst hat, zieht sich zurück, macht sich unsichtbar, wagt weniger Widerspruch (sofern er oder sie sich nicht mit anderen verbündet). Das kann historisch von großer Bedeutung sein. Wenn sich Frauen, wie das Theaterstück nahelegt, aus Angst aus dem öffentlichen Raum verabschieden, mag daraus eine Mentalität, ein emotionales Muster, eine gesellschaftliche Tendenz entstehen, die Gesellschaften über Jahrzehnte oder sogar Jahrhunderte hinweg prägt. Ein anderes wichtiges Gefühl ist Scham. Auch ihr begegnen wir in »1536«. Scham und Beschämung sind sehr effiziente Mittel, Frauen – ebenso wie soziale outcasts – mundtot zu machen. Sie sollen sich dafür schämen, sexuell aktiv zu sein. Sie sollen sich dafür schämen, wenn ihr Mann sie schlägt. Sie sollen sich dafür schämen, wenn sie Opfer sexualisierter Gewalt geworden sind. Dieses ständige Sich-Entschuldigen-Müssen für die eigene Existenz ist ein außerordentlich langlebiges kulturelles Muster. Es übersetzt sich in Verhaltensweisen, in soziale

Gefühle sind selbst historisch, sie verändern sich mit ihren gesellschaftlichen Rahmenbedingungen.

Praktiken, in Erziehungsstile und rechtliche Normen. Umbruchsituationen können das Muster aktivieren und verstärken. Aber sie können auch – denken Sie an Revolutionen – Möglichkeiten schaffen, es zu überwinden, zumindest für den Augenblick.

Schaubühne: Können wir voraussetzen, dass Menschen im 16. Jahrhundert ähnliche Gefühle hatten wie wir?

Ute Frevert: Was Menschen im Jahr 1536 empfunden haben, ist für uns nicht ohne Weiteres vorstellbar. Denn Gefühle sind selbst historisch, sie verändern sich mit ihren gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, mit kulturellen Deutungen und mit den Institutionen, die bestimmte Gefühle fördern und andere tabuisieren. All das müssen wir einbeziehen, wenn wir verstehen wollen, wie sich beispielsweise Scham damals anfühlte, wofür man sich schämte, wie Beschämung funktionierte. Wir kennen heute noch den Begriff des Prangers. Aber können wir nachfühlen, was es bedeutete, in einer Kleinstadt auf dem Marktplatz oder vor der Kirche ausgestellt, bespuckt, mit faulen Eiern beworfen zu werden? Wir sollten uns nicht der Illusion hingeben, unsere Gefühle seien identisch mit denen unserer Vorfahren. Das betrifft auch sexuelle Lust und Begehren, oder Wut und Empörung. Etwas, das wir vermutlich nur schwer nachvollziehen können, ist die enorme Macht der Religion in jener Zeit. Ihr Einfluss darauf, wie Menschen sich selbst wahrnahmen, wie sie andere wahrnahmen und wie sie ihr Leben führten, war immens und ist den meisten Westeuropäer_innen heute kaum noch zugänglich.

Wie Liebe erlebt und verstanden wird, hängt immer von den historischen Bedingungen ab.

Schaubühne: Gefühle sind also kulturell geformt und historisch wandelbar.

Ute Frevert: Richtig. Wenn man auf das 16. Jahrhundert blickt, sieht man, wie stark sich die Bedeutung und der Stellenwert bestimmter Gefühle verändert haben. Nehmen wir die Liebe. Wenn Liebe am Hof stattfindet, hat sie wenig mit dem zu tun, was seit der Romantik als individuelle Leidenschaft, Seelenverwandtschaft und Verschmelzungswunsch beschrieben wird. Am Hof sind Beziehungen immer Teil dynastischer Politik. Heiraten dienen dazu, Bündnisse zu schließen, Territorien zu verbinden und Macht zu sichern. Gefühle existieren selbstverständlich auch, aber sie entfalten sich in einem anderen sozialen und politischen Rahmen. Wie Liebe erlebt und verstanden wird, hängt immer von den historischen Bedingungen ab, unter denen Menschen leben.

Die revolutionäre Moral ist nicht unbedingt menschenfreundlicher als die vorherige.

Schaubühne: Mit jedem politischem Umbruch werden also auch immer neue moralische Ordnungen erzeugt?

Ute Frevert: Wenn ich als Neuzeithistorikerin auf Revolutionen blicke, 1789 in Frankreich, 1917 in Russland, 1918 in Deutschland – oder auch auf 1933 – dann ist ihnen allen gemeinsam, dass sie den »neuen Menschen« hervorbringen wollen. Dieser neue Mensch soll nach einem anderen Wertesystem leben als der alte. Und das ist keineswegs automatisch ein liberaleres oder freieres System. Selbst die 68er-Bewegung – die man ja durchaus als eine kulturelle Revolution verstehen kann – formulierte klare normative Erwartungen. »Trau keinem über 30«, »Wer zweimal mit derselben pennt, gehört schon zum Establishment« – das sind Beispiele für rigide moralische und emotionale Setzungen. Wer ihnen nicht folgte, galt schnell als uncool, spießig, frigide. Die revolutionäre Moral ist nicht unbedingt menschenfreundlicher als die vorherige.

Es existieren konkurrierende Vorstellungen davon, wie man sein sollte und möchte.

Schaubühne: Wenn wir auf die Gegenwart schauen: Wie entstehen heute emotionale Normen?

Ute Frevert: Es gibt jedenfalls keine zentrale Instanz mehr, die vorgibt, wie und was wir zu fühlen haben. Weder der Staat noch die Kirche verfügen heute über eine solche Definitionsmacht. Das war in den 1950er-Jahren noch anders. Damals haben die Kirchen, sowohl die katholische als auch die protestantische, mit ihrer Abwehr gemischtkonfessioneller Ehen massiv in private Lebensverhältnisse eingegriffen. Das bundesdeutsche Strafrecht kannte bis 1973 ein Kuppeleiverbot: Wer einem unverheirateten Paar ein Hotelzimmer oder eine Wohnung vermietete, machte sich strafbar und sollte sich schämen. Das ist jetzt Geschichte – auch wenn es nach wie vor Rechtsnormen gibt, die tief in die emotionale Ökonomie der Gesellschaft hineinwirken. Insgesamt aber haben sich moderne liberale

Gesellschaften von strengen emotionalen Vorgaben verabschiedet; die Einführung der »Ehe für alle« 2017 war ein echter Durchbruch. Das war nicht zuletzt der Erfolg verschiedener sozialer Bewegungen, die die heterosexuelle Norm infrage stellten. Selbst Bewegungen, die zunächst am Rand der Gesellschaft entstehen, können durch mediale Aufmerksamkeit und gesellschaftliche Resonanz Einfluss gewinnen und Gefühlskulturen umprägen. Erleichtert wird das durch die Aufspaltung fester sozialmoralischer Milieus seit den 1970er-Jahren. Bis dahin ließen sich Katholiken und Protestanten, Sozialdemokraten und Konservative klar in ihren Lebensstilen und Orientierungen unterscheiden. Mittlerweile ist die Gesellschaft diverser und flüchtiger geworden, was sich nirgends so deutlich wie in der Jugendszene zeigt. Gerade sie folgt keineswegs nur einer einzigen Gefühlsnorm. Vielmehr existieren konkurrierende Vorstellungen davon, wie man sein sollte und möchte: ob man Gefühle offen zeigt oder eher nicht, ob man sich schwarz kleidet oder bunt, ob man aggressiv auftritt oder achtsam-respektvoll. Diese Vielfalt und Konkurrenz, diese Pluralisierung von Normen und Stilen ist das, was unsere Gesellschaft heute wesentlich prägt.

Sich aus patriarchalen Strukturen zu befreien, ist voraussetzungsvoll und anstrengend.

Schaubühne: Gleichzeitig erleben wir einen Rückbau von Freiheitsräumen.

Ute Frevert: So ist das mit der gesellschaftlichen Dynamik – es gibt Gegenbewegungen. Vielen sind die Freiheitsräume, die sich Frauen, aber auch queere Personen in den letzten Jahrzehnten erkämpft haben, ein Dorn im Auge. Und sie sagen das nicht mehr nur am Stammtisch oder hinter vorgehaltener Hand. Sie sagen das in Unternehmen, in politischen Institutionen, in den Medien. Und es bleibt nicht beim Reden. Es werden Entscheidungen getroffen, die insbesondere Frauen in ihren Lebensentwürfen und Zukunftsvorstellungen massiv beeinflussen. Nicht zufällig beobachten wir eine Tendenz zur Rückkehr zu vermeintlich »sicheren« Geschlechterordnungen und entsprechenden Gefühlsnormen. Die ganze Debatte über »Tradwives« zeigt zudem, dass das nicht von oben verordnet wird. Viele Frauen scheinen diese Formen freiwilliger Unterordnung attraktiv zu finden. So entsteht erneut eine Verschiebung hin zu patriarchalen Strukturen, die für manche auch mit einem Gefühl von Sicherheit oder sogar Glück verbunden sind. Frauen ziehen eben nicht alle am gleichen Strang, und was den einen gefällt, empfinden die anderen als Zumutung. Sich aus patriarchalen

Strukturen zu befreien, ist voraussetzungsvoll und anstrengend. Man kann scheitern. Vor diesem Hintergrund richten sich viele lieber in der Unfreiheit ein und definieren das dann als Freiheit. Und setzen damit einen neuen emotionalen Trend, der perfekt zum libertären Zeitgeist passt.

Wir lernen auch, Emotionen bewusster zu lesen, zu reflektieren und strategisch einzusetzen.

Schaubühne: Emotionen spielen im gesellschaftlichen Leben und der Politik eine immer größere Rolle, scheint es. Sie sprechen in diesem Kontext von einer »Emotionalisierung der Öffentlichkeit«.

Ute Frevert: Emotionen sind in der Tat zu einem wichtigen gesellschaftlichen Thema geworden. Wir verhandeln unsere Gefühle sehr viel öffentlicher, direkter und wortgewandter als noch in den 1920er-, 1950er- oder 1970er-Jahren. Und wir weisen Gefühlen eine größere Bedeutung zu. Das lässt sich in Politik und Medien, aber auch im Konsum und in der Werbung beobachten. Im Theater sowieso, aber da waren Emotionen immer schon zu Hause. Das heißt aber nicht, dass wir insgesamt emotionalisierter im Sinne von unreflektierter werden. Im Gegenteil: Wir lernen auch, Emotionen bewusster zu lesen, zu reflektieren und strategisch einzusetzen. Dabei helfen uns Empathie-Trainings und Selbstoptimierungsformate. Die Gründung meines Forschungsbereiches »Geschichte der Gefühle« war selbst Ausdruck dieser veränderten Wertschätzung und Reflexion. Noch in den 1950er-Jahren hätte man ein solches Forschungsfeld kaum ernst genommen. Seit den 2000er-Jahren jedoch ist es in zahlreichen Disziplinen etabliert – von der Soziologie über die Politikwissenschaft bis hin zur Neurowissenschaft.

Irgendwann erfährt man in der Angst auch wieder Mut und setzt sich zur Wehr.

Schaubühne: Welches Gefühl ist Ihrer Meinung nach kennzeichnend für unsere Gegenwart?

Ute Frevert: Ich würde nicht von einem einzelnen Gefühl sprechen. Es sind immer gemischte Gefühle, die wir haben, oder besser: Gefühle, die sich mischen, ineinander übergehen. Irgendwann erfährt man in der Angst auch wieder Mut und setzt sich zur Wehr. Aus Scham kann Stolz entstehen, wie die Geschichte der Queer-Bewegung eindrucksvoll zeigt. Im Moment hat Wut Hochkonjunktur – ein Lieblingsthema rechter (und linker) Aktivist_innen. Die AfD mobilisiert damit – und mit Ressentiments – sehr erfolgreich Wähler_innen. Zugleich »liebt« sie Deutschland und gibt damit der Liebe, einem Dauerbrenner privater Kommunikation, erneut eine kollektive politische Note. Andere beschwören die Zuversicht.

Wenn man nur lange genug von einem Gefühl spricht, dann erhöht das die Wahrscheinlichkeit, es tatsächlich zu empfinden.

Schaubühne: Empfinden Sie Zuversicht?

Ute Frevert: Aber selbstverständlich. Manchmal trübt sie sich ein, mit Blick auf den Klimawandel oder auf die Kriege in der Ukraine und im Nahen Osten. Aber ich traue demokratischen Gesellschaften immer noch viel zu. Von Zuversicht zu reden und sie zu praktizieren, ist deshalb keine schlechte Idee. Denn wenn man – und das ist eine Erkenntnis aus dem 17. Jahrhundert – nur lange genug von einem Gefühl spricht, dann erhöht das die Wahrscheinlichkeit, es tatsächlich zu empfinden. Für die Liebe gilt das besonders. Es gibt das Bonmot, dass wir ohne die zahllosen Liebesromane, Liebesgedichte und Liebeslieder der vergangenen Jahrhunderte gar nicht wüssten, was Liebe ist – und sie deshalb auch in uns selbst nicht entdecken würden. Das Reden über Gefühle beeinflusst also durchaus und maßgeblich, wie wir sie wahrnehmen und erleben.

Schaubühne: In »1536« erleben wir, wie sich immer stärkere Spannungen zwischen den Freundinnen entwickeln, die alle auf unterschiedliche Weise versuchen, sich zu den Regeln zu verhalten, die die Gesellschaft ihnen auferlegt. Die Konflikte zwischen ihnen werden dadurch immer größer. Was passiert mit Bündnissen, Freundschaften und Solidaritäten unter Bedingungen politischer Unsicherheit oder Repression?

Ute Frevert: Bündnisse sind immer Bündnisse auf Zeit. Das gilt auch für Freundschaften. Sie durchlaufen Höhen und Tiefen, erfahren Brüche und Abbrüche. Interessen können sich verändern, Erinnerungen färben sich anders ein. Verrat ist immer eine Option, im Privaten wie im Öffentlichen. Selbst enge Beziehungen, wie die zwischen diesen drei Kindheitsfreundinnen, bleiben davon nicht unberührt. Ihre unterschiedlichen Bedürfnisse, Wünsche, Sehnsüchte, Loyalitäten führen zu Spannungen untereinander, es entsteht Misstrauen. Kann man sich, gerade in Stress-Zeiten, wirklich aufeinander verlassen (und gemeinsam weggehen)? Oder senkt man den Kopf und richtet sich in der Unfreiheit ein?

Schaubühne: Wie kann Solidarität gelingen? Wie können wir als Gemeinschaft neue Formen des Miteinanders entwickeln?

Ute Frevert: Das ist ein Thema, das schon die Arbeiterbewegung des 19. Jahrhunderts umgetrieben hat – von ihr stammt ja auch der Begriff Solidarität. Man steht gemeinsam für etwas ein, das einem wichtig ist: Freiheit, Gerechtigkeit, Nachhaltigkeit etc. Aber man redet nicht nur davon, nach dem Motto der 1960er: »Hoch die internationale Solidarität«, sondern man praktiziert sie, in gemeinsamen Projekten. Die Arbeiterbewegung hat Genossenschaften und Vereine gegründet, der Feminismus der 1970er Frauenhäuser, Frauenbuchläden, Frauengesundheitszentren, Frauenzeitschriften etc. Ohne diese gemeinsame Arbeit bleibt Solidarität ein Lippenbekenntnis.

Das Gespräch führte die Dramaturgin Bettina Ehrlich.

Ute Frevert ist Historikerin und leitete von 2008 bis 2024 den Forschungsbereich »Geschichte der Gefühle« am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung.